

Schweizer Chef am Wiener Burgtheater: «In Zürich wird Kultur bestenfalls geduldet»

 [tagesanzeiger.ch/in-zuerich-wird-kultur-bestenfalls-geduldet-210083375430](https://www.tagesanzeiger.ch/in-zuerich-wird-kultur-bestenfalls-geduldet-210083375430)

Stefan Bachmann wird Direktor im Theaterolymp des deutschsprachigen Raums: an der Wiener Burg. Uns hat er erzählt, wie er mit Wokeness umgeht – und mit Macht.

Alexandra Kedves

Publiziert: 21.01.2023, 20:40

Er ist der erste Schweizer in dem Amt, das als das höchste in der deutschsprachigen Theaterszene gilt: Stefan Bachmann wird Direktor am Burgtheater in Wien. Ab Sommer 2024 verantwortet er das Programm des österreichischen Hauses. «Dort wird das gerade gern verkauft, denn es ist ihnen lieber, einen Schweizer als einen Piefke (Deutschen) zu haben», lächelt der designierte Direktor in die Zoom-Kamera und scherzt über die kulturelle Habsburg-Reprise. «Aber die Wahrheit ist ja, dass ich von meinen Nationalitäten her Schweizer *und* Deutscher bin.»

1966 in Zürich als Sohn eines Schweizers und einer Deutschen geboren, studierte Bachmann erst an der Universität Zürich Literaturwissenschaften, ergatterte eine Hospitanz am Schauspielhaus Zürich und 1988/89 eine bei Luc Bondy an der Schaubühne Berlin. Zehn Jahre später wird Bachmann, mit nur 32 Jahren, Schauspielregisseur am Theater Basel, das noch in seiner ersten Spielzeit prompt zum «Theater des Jahres» gekürt wird – zum allerersten Mal überhaupt, seit es diesen Titel gibt.

Zu jener Zeit ist er bereits ein gefragter Regisseur an deutschsprachigen Häusern von Berlin über Hamburg bis Wien, wo er 1996 an den Wiener Festwochen debütierte. Seit Sommer 2013 ist er Intendant am Schauspiel Köln. Zweimal hat man dort seinen Vertrag verlängert, zuletzt bis zum Sommer 2026 (was er nun nicht einhalten kann) – und dies trotz zeitweiliger Aufregungen um seinen Führungsstil; dazu später mehr.

Heute nennt der zweifache Nestroy-Preisträger – er erhielt den höchsten österreichischen Theaterpreis 2008 und 2013 jeweils für eine Inszenierung am Burgtheater (für Wajdi Mouawads «Verbrennungen» und Elfriede Jelineks «Winterreise») – seinen Umzug nach Wien eine «Rückkehr». Der Wiener Humor, die Affinität zur Ironie, auch zum Absurden und zur Avantgarde: Darin habe er sich stets wiedergefunden, erklärt der Theatermann. Seine eigenen Inszenierungen zeichnen sich dadurch aus, dass sie nichts mit unhinterfragter Schwere auf die Bühne bauen, als wärs eine unverrückbare Wahrheit.

Was ihm das Blut in den Adern gefrieren lässt

Literaturnobelpreisträgerin Elfriede Jelinek sagt denn auch über Bachmann: «Die sublime Serenität – ich glaube, so sagt Ingeborg Bachmann es – des Österreichertums. Die hat er irgendwie drauf.» Seine Geburtsstadt Zürich zum Beispiel sei da schon anders gewickelt, urteilt Bachmann. Es sei eben ein Hotspot der Kaufleute. «Zugespitzt gesagt, wird Kultur da bestenfalls geduldet, mir fehlt da so ein bisschen die Liebe. Als Theatermensch ist das etwas, was einem manchmal das Blut in den Adern gefrieren lässt.» Dass er selbst inzwischen, wie andere etablierte Kollegen, auch von linken Theateraficionados für seine Inszenierungen kritisiert wird, trägt Bachmann mit Fassung.

So hiess es über seinen «Eingebildeten Kranken» (Molière), den er im Herbst in Köln aufgeführt hat: Die Inszenierung trete nach unten statt nach oben, Bachmann arbeite sich an vermeintlichen Snowflakes ab, an einer vermeintlichen Wokeness anstatt an den echten Problemen. Er lacht. «Ich fand das toll, dass da auf einmal aus einer rechtskonservativen Ecke Applaus kam – aber eben auch die kritische Frage, wieso die Rollen denn gendermässig über Kreuz besetzt worden seien. Man kenne sich nicht mehr aus. Die Aufführung war nämlich gar nicht so einseitig gestrickt.»

«Man muss aufpassen, dass es nicht in Richtung Selbstopferung und Büssertum geht.»

Regisseur Stefan Bachmann über den Umgang mit Diversität und Inklusion

Genau dieses lustvolle, offene Spielen in alle Richtungen sei es doch, worum es im Theater gehe, formuliert Bachmann sein Credo. Schon in seinen Anfängen hat er Rollen gendermässig gern über Kreuz besetzt, wenn es passte. Erst aus der Energie des freien Spiels heraus entstünde am Theater eine Plattform für gesellschaftlichen Fortschritt.

Dass die Gesellschaft gerade in rasender Geschwindigkeit eine neue Sensibilität entwickle für Themen wie Diversität, Gleichstellung der Geschlechter, Inklusion sei gut so. «Aber: Wir können nicht in zwei Jahren alles irgendwie gut machen, was wir in 2000 Jahren verbochen haben. Man muss aufpassen, dass das nicht in Richtung Selbstopferung und Büssertum geht und seinerseits wieder toxisch wird. Es muss Spass machen, diese Themen anzugehen.» Der aktuelle Diskurs findet nicht nur an Bachmanns Haus in Köln seine Bühne, auch für Wien ist er unabdingbar.

Lernen vom Gendern, auch wenn es nervt

Wird in Wien eine Agentin für Diversität eingestellt werden wie am Schauspielhaus Zürich? «Ich kann das im Moment weder bejahen noch verneinen. Jedenfalls ist alles gut, was nicht nach Umerziehungslager riecht.» Sich selbst jedoch hat der Burgdirektor in spe umerzogen. So hat er noch vor zwei Jahren das Gendern strikt abgelehnt, denkt inzwischen aber anders darüber und hat sich neulich bei der Medienkonferenz in Wien an die neuen Sprachregelungen gehalten.

«Ich habe gelernt. Es ist für mich zwar immer noch eine wahnsinnig ambivalente Sache, die mich unfassbar nervt», räumt Bachmann ein. Doch er stelle fest, dass im Kopf wirklich andere Bilder produziert würden, wenn man eine andere Sprache verwende. «Da werden die eigenen blind spots deutlich.»

Vorsicht vor Übertreibung sei freilich angesagt. Milo Rau habe das in seiner Zürcher Poetikvorlesung wunderbar beschrieben: Lasse man sich in kleinteilige, woke Debatten hineinziehen, in denen man bloss noch über Nuancen streite, verliere man die Menschen, für die man eigentlich habe kämpfen wollen, aus dem Blick. Da werde jedes winzige Gschpürschmi verhandelt, aber die Rampe für den Rollstuhlfahrer vergessen. Und dass, beispielsweise, ein Nicht-Asiate keinen Asiaten spielen dürfe, sei für ihn, Bachmann, ein Unding: eine Verkehrung der Theateridee.

Trotzdem: «Man darf nicht in seiner Komfortzone stecken bleiben.» Das ist Bachmann nur allzu klar, seit ihm 2018 heftige Mobbingvorwürfe gemacht wurden. Es war von einem «Klima der Angst» am Kölner Haus die Rede, vom unzulässigen Einfluss von Bachmanns Frau, einer Schauspielerin, vom toxischen Umgang mit missliebigen Ensemblemitgliedern. Das möchte Bachmann zwar so nicht stehen lassen. Aber, so betont er, in einer Mediation und Weiterbildung habe er seine Führungskultur reflektieren und weiterentwickeln können.

Mit der Kraft des Lachens gegen Ideologie

«Dass solche Gefühle ausgelöst wurden, lässt nur den Rückschluss zu, dass ich da eben auch Fehler gemacht und meine Wirkung, in meiner Machtposition als Intendant, falsch eingeschätzt habe», bekennt er offen. Da habe er an sich selbst arbeiten müssen.

«Klarheit in der Kommunikation, berechenbares Agieren: Das ist essenziell für Intendanten. Kohärenz und Lesbarkeit.» Entwickle man hingegen als Regisseurin oder Regisseur eine Inszenierung, dürfe und müsse man anders unterwegs sein: kreativ, spielerisch, ausprobierend und verwerfend. Ein Intendant dürfe nicht auf diese Weise verfahren.

In Wien hat Bachmann mit seiner Selbstreflektiertheit und Teamfähigkeit gepunktet – Qualitäten, welche die österreichische Kulturstaatssekretärin dezidiert im Gegensatz zum jetzigen Amtsinhaber Martin Kusej hervorhob. Dennoch wird wieder ein alter, weisser Mann (Vater von vier Kindern) an der Spitze der Burg stehen – einer allerdings, der sich dieses Feindbilds sehr bewusst ist.

Er habe eine Menge junge, aktivistische Menschen am Schauspiel Köln, unterstreicht Bachmann: «Die grillen mich ganz schön, und das tut mir gut. Ich plädiere fürs Offenbleiben füreinander. Geradezu physisch reagiere ich jedoch, wenn der Humor verloren geht, es Lachverbote gibt vor lauter Moralismus.» Er setze die Kraft des Lachens und des Vexierspiels gegen jeden ideologischen Rigorismus.

«Während meiner Karriere wurde schon mindestens dreimal das Ende des Theaters verkündet.»

Stefan Bachmann

Dass sich das Theater derzeit massiv verändere, dagegen sei freilich nichts zu sagen. «Wir haben eine ganz starke Politisierung des Theaters», stellt Bachmann fest. Als er hoffnungsvoller Jungregisseur war, hatten ihn alte Theatergrößen für den «mangelnden

Respekt vor dem Werk» getadelt, für «das Poppige, Ironische». Aus der Warte der reinen Ästhetik sei gefragt worden: «Wo bleibt der Ernst?» Und genau diese Frage würden nun die Jungen stellen – aber von der politischen Warte aus.

Und das dürften sie auch. Sowieso sei es das «Privileg der Jugend», mit strengen Ansprüchen und unangekratzter Selbstgerechtigkeit aufzutreten. So wie er selbst früher. Darum fürchtet sich Bachmann auch nicht vor der viel beklagten «Grundkrise des Theaters». Natürlich habe man auch in Köln unter der Pandemie gelitten und verzeichne noch nicht wieder hundertprozentig die alten Zahlen. Aber es gehe aufwärts, und er erlebe, gerade unter den Jungen, so viel Leidenschaft fürs Theater, er mache sich keine Sorgen.

«Ich bin Mitte 50, und in meiner Karriere wurde schon mindestens dreimal das Ende des Theaters verkündet. Es wird auch diesmal weitergehen. Ohnehin bin ich ein optimistischer Mensch. Das self-fulfilling Gejammer liegt mir nicht.» Das Einzige, wovor er ein wenig Muffensausen habe, sei, wenn die Theater penibel auf ihre Umweltverträglichkeit geprüft würden.

«Wir haben Lützerath hier vor der Haustür, und ich habe durchaus Sympathie. Meine Kinder durften dafür die Schule schwänzen», sagt Stefan Bachmann. Immerhin, so freut sich der Direktor in spe: Das Burgtheater ist Pionier und europäische Spitze bei der Transformation hin zu einem nachhaltigen Theaterbetrieb. Sogar die Abnahmefristen für den Kulissenbau wurden für die Nachhaltigkeitsprüfung verlängert. Wenn Bachmann startet, verfügt sein neues Haus bereits über Umweltmanagementgütesiegel der Europäischen Union.